


JESSIE
BURTON

DAS
GEHEIMNIS
DER
MUSE

ROMAN

INSEL

A decorative border surrounds the text, featuring two crossed pistols at the top, a typewriter at the bottom, and two snakes forming a circular frame. The border is filled with various floral motifs, including roses, leaves, and small fruits.

JESSIE
BURTON

DAS
GEHEIMNIS
DER
MUSE

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN VON PETER KNECHT

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *The Muse*
bei Picador, ein Imprint von Pan Macmillan, London.
All rights reserved

Erste Auflage 2018
insel taschenbuch 4629
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2018
Copyright © Peebo & Pilgrim Ltd 2016
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlagillustration: Lisa Perrin
Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg unter
Verwendung des Originalumschlags von Anni Smithson,
Picador art department
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36329-3



JANUAR 1936

Sarah war ohne Bewusstsein, ihr Gesicht zur Seite gedreht, die künstlichen Locken zerdrückt, die Schnitte an den Beinen mit Zinksalbe beschmiert. Ein säuerlicher Alkoholgeruch stieg von ihrem Mund auf. Auf dem Nachttisch ein überquellender Aschenbecher, ein Stapel Kriminalromane und einige Hefte der *Vogue* mit Eselsohren. Ihre Kleider lagen über den staubigen Dielenboden verstreut, Strümpfe wie abgestreifte Schlangenhäute, eine Bluse, über die Füße hinweggelaufen waren. Ihr Rouge war in der Dose geschmolzen. In der Ecke des Zimmers huschte eine Eidechse über die Fliesen wie eine Fluse im Augenwinkel.

Olive stand an der Tür, in ihrer Hand den Brief der Slade School of Fine Arts. Er war erst zwei Wochen alt, aber das Papier war schon ganz lappig, der Falz abgewetzt vom häufigen Auf- und Zufalten. Sie ging zum Bett ihrer Mutter und setzte sich ans Fußende, um den Brief noch einmal zu lesen, obwohl sie ihn bereits auswendig konnte.

... Es ist uns eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass Sie im kommenden Jahr zum Studium an unserer Hochschule zugelassen werden. ... Die Lehrkräfte waren sehr beeindruckt von der Gestaltungskraft und Originalität ... in dem der Tradition verpflichteten, aber zugleich fortschrittlichen Geist unserer Akademie ... Wir freuen uns, innerhalb der

nächsten zwei Wochen von Ihnen zu hören. Bitte lassen Sie es uns wissen, falls Sie Ihre Dispositionen ändern sollten.

Wenn sie es laut vorlas, würde Sarah es vielleicht durch den Nebel, der sie umgab, hören, und dann wäre die Sache entschieden: Olive müsste zu ihrem Wort stehen und gehen. Vielleicht war es am besten, ihr diesen Schock jetzt zu versetzen, solange die Wirkung des Schlafmittels, das sie genommen hatte, noch anhielt? Als Olive den Brief in London bekommen hatte, hätte sie am liebsten in die Welt hinausgeschrien, was sie getan hatte. Ihre Eltern wussten nichts von ihrer Bewerbung bei der Kunstakademie, sie ahnten ja nicht einmal, dass sie noch malte. Olive hatte immer schon großen Wert auf Geheimhaltung gelegt – das war Teil ihres Problems –, niemand durfte wissen, was sie machte, nur so konnte sie kreativ arbeiten. An dieser Überzeugung hielt sie abergläubisch fest, und nur deswegen saß sie jetzt hier in diesem Dorf im Süden von Spanien.

Während sie die schlafende Gestalt ihrer Mutter betrachtete, musste sie daran denken, wie sie ihrem Vater einmal ein Porträt von Sarah gezeigt hatte, das sie im Kunstunterricht in der Schule gemalt hatte. Ihr Herz hatte wild gepocht, und sie war ganz starr gewesen vor angespannter Erwartung. »Ja«, hatte er gesagt, »das kannst du deiner Mutter schenken.«

Das war alles gewesen.

Er hatte immer die Meinung vertreten, dass Frauen natürlich einen Pinsel in die Hand nehmen und malen könnten, aber sie hätten einfach nicht das Zeug dazu, *Kunst* zu schaffen. Olive hatte nie so ganz verstanden, worin der Unterschied bestand. Schon als kleines Mädchen, als sie in einer Ecke der Galerie spielte, hatte sie Harold in Gesprächen mit seinen Kunden so reden hören, und nicht nur die Männer stimmten ihm zu, sondern auch viele Frauen, die eher einem jungen Maler etwas abkauften als einer Malerin. Die Meinung, dass nur ein Mann zur wahren Kunst berufen sein konnte, war so weit ver-

breitet, dass Olive es manchmal sogar selbst glaubte. Sie mit ihren neunzehn Jahren war von Natur aus ein minderes Wesen und bei aller verbiesterten Anstrengung dazu verdammt, eine Dilettantin zu bleiben. Aber in Paris arbeiteten jetzt Amrita Sher-Gil, Meret Oppenheim und Gabriele Münter – Olive hatte ihre Bilder selbst gesehen. Waren sie etwa keine Künstlerinnen? Was war es, das aus einem Menschen, der bloß malte, einen *Künstler* machte? Womöglich nichts weiter als die Tatsache, dass andere an ihn glaubten und bereit waren, doppelt so viel Geld für seine Bilder zu zahlen?

Sie hätte es ihren Eltern nicht erklären können, warum sie sich mit einem Portfolio von ausgewählten Arbeiten und einem Essay über Hintergrundfiguren bei Bellini an der Slade School beworben hatte. Allen fremden und eigenen Vorbehalten gegenüber Frauen in der Kunst zum Trotz hatte sie es getan. Sie wusste selbst nicht recht, was genau sie dazu getrieben hatte. Und obwohl ein selbständiges Leben jetzt plötzlich in ihrer Reichweite war, saß sie immer noch hier am Fußende des Betts ihrer Mutter.

Sie wandte sich wieder Sarah zu und überlegte, ob sie ihre Pastellkreiden holen sollte. Früher hatte ihre Mutter, im Pelz und mit Perlenketten behängt, Olive zu Gesellschaften mitgenommen, zum Tee ins Connaught, zur Lesung dieses Dichters und zum Konzert jenes Geigers im Musikverein, aber es waren immer Freunde von Sarah gewesen, und immer, wie Olive mit der Zeit klar wurde, waren sie in Sarah verliebt. Niemand wusste damals, was mit Sarah Schloss los war, sie war unberechenbar. Alle Bemühungen der Ärzte halfen nichts, und oft blieben die Pillen wirkungslos. Olive kam sich vor, als wäre sie nur ein Stück Treibgut im Kielwasser ihrer Mutter. Darum zeichnete sie Sarah heimlich, denn die hätte ihr diese Bilder wahrscheinlich nie verziehen.

Die hohen Fenster standen offen, die Gardinen tanzten in einer leichten Brise. Der Wind, der in der Morgendämmerung aufgekommen war, hatte eine imposante Ansammlung von Wolken über den Bergen jenseits von Arazuelo auseinandergetrieben, rosa und goldene Streifen liefen über den blassblauen Himmel. Den Brief in der Hand, ging Olive auf Zehenspitzen hinaus auf den Balkon. Die noch brachliegenden Felder erstreckten sich zu den felsigen Hügeln in der Ferne, dazwischen Gestrüpp und Margeriten. Milane kreisten am Himmel, Heuschrecken sägten auf den leeren Melonenfeldern, Ochsen zogen Pflüge über Äcker.

Ein paar Kaninchen hoppelten durch den Obstgarten, und weit weg auf den Höhen weideten Ziegen. Das unharmonische und regellose Scheppern ihrer Glöckchen hatte etwas Beruhigendes. Die Schrotflinte eines Jägers krachte, und Vögel stoben in wildem Durcheinander in die Höhe und flatterten über den barocken andalusischen Himmel. Die Kaninchen verschwanden fluchtartig in der braunen Erde. Sarah regte sich nicht. Olive schloss die Fenster und zog die Vorhänge zu. Wahrscheinlich hoffte ihre Mutter, hier den lang gesuchten Frieden zu finden, aber allein im Läuten der Kirchenglocke klang etwas Wildes, und in den Bergen hausten Wölfe. Und auch wenn es sonst still war, hörte man doch immer wieder zumindest das vergebliche Jaulen eines Hundes in einer Scheune. Olive für ihren Teil fand die Landschaft und das Haus vom ersten Tag an in einer unvertrauten und völlig unerwarteten Weise anregend. Sie hatte ein Stück von einer alten Wandverkleidung im Schuppen gefunden und klammheimlich in ihr Dachzimmer getragen. Es stand bereit, um bemalt zu werden, aber die Fläche war immer noch leer.

Ihr Vater kam herein und schubste mit dem Fuß eine *Vogue*, die auf dem Boden herumlag, unters Bett. Olive stopfte hastig den Brief in die Tasche ihres Pyjamas. »Wie viele?«, fragte er und zeigte auf die schlafende Gestalt seiner Frau.

»Weiß nicht«, sagte Olive. »Mehr als sonst, glaube ich.«

»Scheiße.« Nur wenn er besonders angespannt oder ganz unbekümmert war, benutzte Harold deutsche Kraftausdrücke. Er beugte sich zu Sarah hinunter und strich ihr mit spitzen Fingern eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Es war eine Geste aus einer anderen Zeit.

»Hast du deine Zigaretten?«, fragte Olive.

»Was?«

»Deine *Zigaretten*?« Am Abend zuvor hatte er bemerkt, dass er nach Málaga fahren wollte, um Zigaretten zu kaufen und im Atelier eines Künstlers vorbeizuschauen. Vielleicht würde er ja einen zweiten Picasso entdecken, hatte er gesagt und gelacht. Als ob der Blitz zweimal an derselben Stelle einschläge! Ihr Vater machte sich oft einfach so davon, ohne jemandem was zu sagen, er langweilte sich schnell. Und wenn er dann wieder auftauchte, brauchte er ein Publikum. Sie waren gerade mal ein paar Tage hier, und schon machte er sich rar.

»Ach so«, sagte er. »Die sind im Auto.«

Bevor er wieder hinausging, schenkte Harold seiner geliebten Frau ein Glas Wasser ein und stellte es aufs Nachtkästchen, gerade so weit weg, dass sie es nicht aus Versehen umstoßen konnte.

Die Läden unten im Haus waren halb geschlossen, die spärlich möblierten Räume dunkel. Ein Hauch von Kampfer und altem Zigarrenrauch hing in der Luft. Die Finca musste mehrere Jahre lang unbewohnt gewesen sein, vermutete Olive. Eine große überirdische Katakombe, Räume, die wenig von sich verrieten, lange Flure, im Stil des vorigen Jahrhunderts möbliert, dunkle Schränke ohne irgendwelche persönlichen Gegenstände. Es war, als wäre die Zeit in den 1890er Jahren stehengeblieben, und Olive und ihre Eltern wären aus der Zeit gefallen, umgeben von der Szenerie eines historischen Theaterstücks.

Die noch leicht spürbare Feuchtigkeit in der Luft war be-

reits dabei, sich zu verflüchtigen. Olive öffnete die Läden, und grelles Licht flutete herein. Es war ein heller Tag, aber nicht besonders warm. Vor dem Haus fiel das Gelände ab bis zu einem hohen Stacheldrahtzaun und weiter bis zum Anfang der Dorfstraße. Es war unbebautes, verwildertes Land: dürre Sträucher, leere Blumenrabatten, drei Orangenbäume ohne Früchte. Ihr Vater hatte gesagt, solche Herrenhäuser stünden immer außerhalb von Dörfern, an Orten, wo es viel Wasser und fruchtbare Erde gibt, wo man Oliven- und Kirschbäume findet, Blumenärten mit Nachtjasmin, der hier *dama de noche* – Dame der Nacht – hieß, und Jacarandabäume, plätschernde Springbrunnen, nichts als erholsame Ruhe und Seligkeit.

Olive hatte ihren warmen Winterpyjama und Strümpfe an, dazu einen Wollpullover. Die Steinfliesen waren kalt, als hätte es eben geregnet. *Sag es ihnen einfach*, dachte sie. *Sag ihnen, du hast einen Studienplatz bekommen, und geh.* Wenn es nur so einfach wäre, zu tun, was man sich vorgenommen hat. Wenn man nur immer wüsste, was das Beste ist.

In der Speisekammer fand sie eine Blechdose mit Kaffeebohnen und eine alte Kaffeemühle, die aber noch funktionierte. So hatten sie immerhin Kaffee zum Frühstück, wenn auch sonst nichts. Während Olive mit der Kaffeemühle hantierte, ging Harold in sein Arbeitszimmer, wo das Telefon stand. Er hatte sich für diese Finca entschieden, weil es die einzige mit elektrischem Strom war. Dass es auch ein Telefon gab, damit hatte er gar nicht gerechnet, und umso erfreuter war er, als er es entdeckte.

Er murmelte etwas auf Deutsch – wahrscheinlich sprach er mit einem seiner alten Freunde in Wien. Es klang nachdrücklich, aber Olive konnte nicht verstehen, was er sagte. Als sie in London waren und er gehört hatte, was in seiner Heimatstadt vor sich ging – Straßenkämpfe, kirchliche Prozessionen, die zu politischen Machtdemonstrationen umfunktioniert wurden –, war er in bedrücktes Schweigen versunken. Olive mahlte

die Bohnen und dachte an das Wien ihrer Kindheit, das alte und das neue, das jüdische und das christliche, das gebildete und das sensationshungrige Wien, an die Seele dieser Stadt und an ihr Herz. Als Harold gesagt hatte, sie könnten nicht zurückkehren, es sei zu gefährlich, konnte sie es nicht fassen. In den Kreisen, in denen sie verkehrt hatten, hatte man immer das Gefühl gehabt, die Gewalt sei sehr weit weg.

Er hatte sein Gespräch beendet und saß jetzt auf der Veranda, auf einem altersschwachen Sofa, das jemand vor ihnen hierher ins Freie gestellt hatte. Über seinem Jackett trug er einen langen Wollschal, den Sarah gestrickt hatte. Stirnrunzelnd sah er die Post durch; er legte großen Wert darauf, dass seine Post ihn dort erwartete, wo auch immer er hinkam.

Olive ließ sich in einem ramponierten Schaukelstuhl nieder, sehr vorsichtig, denn sie fürchtete, dass er, von der Feuchtigkeit morsch und von Holzwürmern angenagt, unter ihr zusammenbrechen könnte. Ihr Vater zündete sich eine Zigarette an und legte dann sein silbernes Etui neben sich auf die Holzbohlen der Veranda, von denen die ausgebleichte Farbe abblätterte. Olive hörte das Knistern des Tabaks, als er an der Zigarette zog.

»Wie lange werden wir hierbleiben, was meinst du?« Sie bemühte sich um einen lässigen Ton.

Er blickte von seinen Briefen hoch. Ein Rauchfaden stieg kerzengerade von der Zigarette auf, nicht das leiseste Lüftchen lenkte ihn von seiner Bahn ab. Die Asche an der Spitze krümmte sich und fiel zu Boden. »Sag bloß nicht, du willst schon wieder weg.« Er zog die dunklen Brauen hoch. »Hast du Heimweh? Ist in London jemand, den du vermisst?«

Olive starrte lustlos in den winterlich kahlen Garten. Einen Moment lang wünschte sie sich, es gäbe tatsächlich jemanden, irgendeinen kinnlosen Geoffrey mit einem stuckverzierten Haus in South Kensington, Untersekretär im Außenministerium. Aber es gab keinen und hatte nie einen gegeben. Sie schloss die Au-

gen und konnte fast das Schimmern von imaginären Manschettenknöpfen sehen. »Nein. Es ist nur so, dass wir hier am Ende der Welt sind.«

Er legte den Brief hin und betrachtete sie. »Was hätte ich tun sollen, Livvi? Ich konnte dich nicht dir selbst überlassen. Deine Mutter –«

»Ich käme sehr gut allein zurecht. Oder ich hätte bei Freunden bleiben können.«

»Zu mir sagst du immer, du hast keine Freunde.«

»Ich hätte ... ich hätte da etwas zu tun.«

»Was denn?«

Sie legte die Hand auf die Tasche ihres Pyjamas. »Nichts, nichts Wichtiges.«

»Du hast dir doch sowieso nie viel aus London gemacht.«

Olive antwortete nicht, denn ihr Blick war auf zwei Personen im Garten gefallen. Sie standen beim Brunnen außerhalb des Rasenstreifens, der das Haus umgab, ein Mann und eine Frau, und sie machten keinerlei Anstalten, sich zu verstecken. Die Frau trug eine Tasche, und sie schien vertraut mit diesem Garten zu sein, der jetzt allerdings nur noch ausgetrocknete Erde war mit Stöcken drin, wo früher, als jemand sich darum gekümmert hatte, Tomaten, Auberginen und anderes Gemüse wuchsen.

Der Mann hatte die Hände in die Taschen gesteckt, die Schultern hochgezogen und den Kopf gesenkt, die Frau blickte hinauf zu der Brunnenfigur, einem muskulösen Satyr mit einem Krug, der kein Wasser mehr spendete. Sie schloss die Augen und atmete tief. Auch Olive sog die Luft ein, die leicht nach Holzkohle roch und nach Salbei, sie atmete die Leere der Gegend und ihre Verlassenheit und fragte sich, ob man wohl das Wasser wieder zum Laufen bringen konnte.

Die beiden setzten sich in Bewegung, zielbewusst und trittsicher wie Bergziegen über Kaninchenlöcher und Steine hinweg. Die Entschlossenheit, die sie ausstrahlten, imponierte Olive.

Sie und ihr Vater beobachteten, wie die zwei näher kamen. Hin und wieder knackte dürres Gestrüpp unter ihren Füßen.

Die Frau war jünger, als Olive zuerst gedacht hatte. Die Tasche, die an einem Riemen über ihrer Schulter hing, war unförmig. Sie hatte dunkle Augen, ihre Nase und der Mund waren klein, ihre Haut nussbraun. Sie trug ein schwarzes Kleid mit Manschetten an den langen Ärmeln. Ihr dichtes, zu einem Zopf gebundenes Haar war dunkel, aber als sie den Kopf drehte, schimmerten darin rote Strähnen in der Morgensonne. Der Mann hatte fast schwarzes Haar und war älter, vielleicht Mitte zwanzig. Olive fragte sich, ob die beiden verheiratet waren. Sie konnte den Blick nicht von ihm abwenden. Er hatte das Gesicht eines toskanischen Edelmanns und den Körper eines Federgewichtsboxers. Er trug eine geglättete blaue Hose und ein Hemd mit offenem Kragen, wie Olive es schon öfter bei Männern auf den Feldern hier gesehen hatte, aber seines war frisch und tadellos sauber. Seine Züge waren fein geschnitten, sein Mund ausdrucksvoll. Olive spürte den Blick seiner dunkelbraunen Augen wie einen schwachen elektrischen Stromschlag auf ihrer Haut. Waren die beiden ein Paar? Ihr wurde bewusst, dass sie ihn anstarrte, aber sie konnte sich nicht von ihm lösen.

»Wir bringen Ihnen Brot«, sagte der Mann auf Englisch mit starkem Akzent. Seine Begleiterin zog einen Laib aus ihrer Tasche und streckte ihn hin.

Harold klatschte erfreut in die Hände. »Gott sei Dank«, rief er. »Ich bin am Verhungern, nur her damit.«

Die zwei kamen auf die Veranda. Obwohl Olive ungefähr genauso groß war wie das Mädchen, fühlte sie sich auf eine unangenehme Art größer als die beiden, so als wären ihre Arme zu lang und ihr Kopf riesig, als hätte sie ihre Glieder nicht unter Kontrolle. Warum zum Teufel hatte sie immer noch ihren Schlafanzug an wie ein Schulkind?

Das Mädchen legte die Hand auf die Brust und sagte auf Spanisch: »*Me llamo Teresa Robles.*«

»*Me llamo Isaac Robles*«, sagte der Mann.

»*Me llamo Olive Schloss*.«

Sicher ist sie seine Frau, dachte Olive, wieso sollte er sonst so früh am Morgen bei ihr sein? Die beiden lachten, und das ärgerte sie. Mag sein, dass Spanier den Namen »Olive« als komisch empfanden, aber es war schließlich nicht so, als hieße sie »Sardine« oder »Aprikose«. Immer schon hatte man sie wegen ihres Namens veralbert, sie gefragt, ob sie Popeyes Frau sei oder eine Cocktaillknabberei, und jetzt machten sich auch diese Spanier über sie lustig.

»Harold Schloss.« Ihr Vater schüttelte ihnen die Hand, und Teresa überreichte ihm das Brot. Er strahlte, als wäre es ein Goldklumpen und Teresa einer der Heiligen Drei Könige. »Ich bin ihr Vater«, erklärte er, was Olive unnötig fand. Teresa kniete sich hin und zauberte mit leichter Hand einen stark riechenden Schafskäse mit Rosmarin aus ihrer Tasche hervor, eine geräucherte Wurst, drei kleine Quitten und mehrere sehr große Zitronen. Sie reihte die Früchte mit großer Geste nebeneinander auf dem verschrammten Holz der Veranda auf, wo sie leuchteten wie die Planeten eines Sonnensystems, in dem sie selbst das Zentralgestirn war.

»Ihr veranstaltet ein Picknick ohne mich?«

Sarah war in der Küchentür aufgetaucht, fröstelnd in ihrem seidenen Pyjama, zu dem sie eine von Harolds Fliegerjacken und ein Paar seiner dicksten Wollsocken trug. Selbst jetzt, nach einer Nacht mit zu wenig Schlaf und zu viel Champagner, den sie aus Paris mitgebracht hatten, sah sie aus wie ein Filmstar.

Olive nahm die vertraute Reaktion wahr: Teresa blinzelte, wie geblendet von der Pracht des blonden Haars und der Aura von Glamour, die Sarah umgab, wo sie ging und stand. Isaac kniete sich hin und tauchte mit den Armen in die Tasche. Etwas Lebendiges schien darin zu sein, das Leder der Tasche geriet in Bewegung.

Olive schrie auf.

»Was bist du nur für ein Angsthase«, sagte Sarah.

Teresa lächelte, und Olive ärgerte sich über ihre Mutter, die sie so bloßgestellt hatte. Isaac hob ein lebendes Huhn heraus, ein paar lose Federn fielen auf den Boden, die schuppigen Füße des Tiers hingen komisch hilflos in der Luft. Es verdrehte hektisch seine Reptilienaugen, die Krallen zuckten ängstlich. Mit der linken Hand hielt Isaac das Huhn auf dem Dielenboden fest. Es gab leise glucksende Geräusche von sich, als wollte es zurück in die dunkle Geborgenheit der Tasche. Sachte legte Isaac die rechte Hand auf den Kopf des Vogels und redete ihm beruhigend zu, dann brach er ihm mit einer entschlossenen Drehung das Genick.

Das Tier sank leblos in sich zusammen, und Isaac nahm seine Hand weg. Olive blickte vorwurfsvoll auf das sterbende Auge des Huhns.

»Sie werden es heute essen«, sagte Teresa zu Olive. Olive wusste nicht, ob es ein Angebot war oder ein Befehl.

»Ich habe so etwas noch nie aus solcher Nähe gesehen«, sagte Sarah und schenkte den beiden Besuchern ein strahlendes Lächeln. »Ich bin Sarah Schloss. Und wer sind Sie beide?«

»Es ist bloß ein Huhn«, fauchte Olive. Isaac Robles lachte wieder, und ihr Herz zog sich zusammen.



Teresa sah zu, wie die anderen ins Haus gingen, während sie die Sachen, die sie mitgebracht hatten, vom Boden aufhob. Sie hätten nicht herkommen sollen, man musste sich diesen Leuten nicht gleich an den Hals werfen. *Da ist wieder so ein reicher guiri mit seiner Frau und seiner Tochter aufgetaucht*, hatte Isaac gesagt. *Du solltest ihr Auto sehen, ihr Gepäck. Auf dem Dach ist ein Grammophon festgeschnallt.* »Wer sind die Leute?«, hatte sie gefragt, aber weder er noch sonst jemand im Dorf wusste es. Man hatte sich nur erzählt, dass die alte Finca der Herzogin neue Bewohner bekommen hatte.

Es war nicht so ungewöhnlich, dass reiche Ausländer in diese Gegend nach Südspanien kamen, mitsamt ihrem geerbten Geld und ihrer Unzufriedenheit mit dem Großstadtleben. Teresa hatte schon zweimal für solche Leute gearbeitet. Sie kamen über Paris oder Toulouse, Madrid oder Barcelona hierher, im Gepäck Farben und Romane und Schreibmaschinen, mit denen sie neue Romane schreiben wollten, mit Schrankkoffern, auf denen ihre Initialen eingeprägt waren und die manchmal auf die Straße fielen, weil diese Menschen von den Eigenheiten der einheimischen Maultiere keine Ahnung hatten. Es waren Millionäre mit künstlerischen Ambitionen, meistens verwöhnte Sprösslinge, Millionäre aus Texas, Berlin oder London, und sie wollten hier ihre Pinsel schwingen und mit der Sierra verschmelzen wie Wasserfarben mit dem Papier. Sie ka-

men an, lebten eine Weile hier und reisten dann meistens wieder ab.

Aus dem Augenwinkel sah Teresa, dass Olive nicht mit hinein gegangen war. Die Spitzen ihrer Wollsocken waren dilettantisch gestopft. Teresa fand das peinlich, solche Leute sollten mehr auf ihre Kleidung achten. Olive kam herüber und kniete sich neben sie hin. »Ich helfe Ihnen«, sagte sie in stockendem Spanisch. Unter den Fingernägeln hatte sie Reste grüner Farbe. Ihre Bubikopffrisur hatte einen Haarschnitt dringend nötig, ihre Haare standen vom Kopf ab wie die ramponierte Kappe eines Pilzes. Als Olive lächelte, fiel Teresa auf, wie sehr sie ihrer Mutter ähnelte, und doch schien es so, als wären ihre Züge irgendwie aus dem Takt geraten und wirkten wie ein verzerrtes Echo.

»Ich bin noch nicht angezogen«, sagte Olive. Teresa wusste nichts darauf zu antworten. Das Mädchen hatte noch seinen Pyjama an, das war nicht zu übersehen. Sie hob das schlaff daliegende Huhn auf und stopfte es in die Tasche.

»Es ist schön hier«, fuhr Olive fort, eine der Zitronen in der Hand. »In meinem Baedeker steht, wir sind hier nicht mehr weit von Nordafrika. Ich kann es auswendig, es heißt: *Die katholischen Könige entrissen dieses Land den maurischen Kalifaten. Folternde Hitze im Sommer, frostige Nächte im Winter, prächtige Nachthimmel das ganze Jahr.*«

Sie wirkte nervös. Teresa hatte sie beobachtet, als die Frau sie einen Angsthasen genannt hatte; sie sah so aus, als hätte sie genau gewusst, was sie ihr antworten wollte, aber sie hatte sich zurückgehalten. In Olives ganzer Körperhaltung, in den Bewegungen ihrer Hände war etwas Angespanntes, sie erinnerte Teresa an ein gefangenes Tier, das unruhig war, weil jemand sich seinem Käfig genähert hatte.

»Wie lange sind Sie schon verheiratet?«, fragte Olive auf Spanisch.

»Verheiratet?« Teresa schaute sie verständnislos an.

Olive runzelte die Stirn. »*Casados* – ist das falsch?«

Teresa lachte. »Isaac ist mein Bruder«, sagte sie auf Englisch. Sie sah, wie Olive rot wurde, während sie an einem losen Faden ihres Pullovers zog.

»Oh«, sagte Olive, »ich dachte –«

»Nein. Wir haben ... wir hatten verschiedene Mütter.«

»Ah.« Olive schien sich wieder zu fassen. »Sie sprechen sehr gut Englisch.«

Teresa nahm ihr sanft die Zitrone aus der Hand. Olive schaute die Frucht überrascht an, als hätte sie vergessen, dass sie sie aufgehoben hatte.

»Es gab eine amerikanische Dame in Esquinas. Ich habe bei ihr gearbeitet«, sagte Teresa. Sie hatte auch schon für eine deutsche Familie gearbeitet, bis diese vor wenigen Monaten nach Berlin zurückgekehrt war, und konnte deswegen ein bisschen Deutsch, aber das erwähnte sie nicht. Das Leben hatte sie gelehrt, dass man klug daran tat, nicht alle Trümpfe auf einmal auszuspielen. »Sie hieß Miss Banetti und sprach kein Spanisch.«

Olive wirkte jetzt wacher. »Ist das der Grund, warum Sie hier sind? Weil Sie für uns arbeiten wollen? Was macht Ihr Bruder von Beruf?«

Teresa trat ans Geländer der Veranda und blickte hinaus auf die kahlen Bäume. »Unser Vater ist Don Alfonso. Er ist der Verwalter der Landbesitzerin, der auch das Haus hier gehört.«

»Ist sie wirklich eine Herzogin?«

»Ja. Ihre Familie ist sehr alt.«

»Sie ist offenbar sehr lange nicht mehr hier gewesen. Dieser Staub überall! Das ist natürlich nicht *Ihre* Schuld.«

»Die *duquesa* ist nie hier«, sagte Teresa. »Sie lebt in Barcelona und in Paris und in New York. Sie hat hier nichts zu tun.«

»Na ja, zu tun gäbe es hier schon einiges«, meinte Olive.

»Sind Sie Engländerin oder Amerikanerin?«

»Ich bin halb englisch. Mein Vater ist aus Wien, meine Mutter ist Engländerin, aber sie denkt, sie sei auf dem Sunset Boulevard geboren. Wir haben die letzten Jahre in London gelebt.«

»Sunset Boulevard?«

»Ach, lassen wir das ... Sie sind aus Arazuelo?«

»Bleiben Sie lange hier?«, fragte Teresa.

»Das müssen Sie meinen Vater fragen.«

»Wie alt sind Sie?«

»Neunzehn.« Olive sah, wie Teresa die Stirn runzelte, und fuhr fort: »Ich weiß, was Sie denken, aber meiner Mutter geht es nicht gut. Es ist eine lange Geschichte.«

»Sie sieht nicht so aus.«

»Das täuscht.«

Der kühle Ton, den Olives Stimme angenommen hatte, war Teresa fast unheimlich. Sie fragte sich, was mit der schönen spröden Frau in der viel zu großen Männerjacke wohl nicht stimmte. »Sie werden jemanden brauchen, *señorita*«, sagte sie. »Das hier ist nicht London. Können Sie kochen?«

»Nein.«

»Putzen?«

»Nein.«

»Reiten?«

»Nein.«

»Ich werde Ihnen helfen.«

»Ja? Wie alt sind Sie denn?«

»Achtzehn.« In Wahrheit war Teresa erst sechzehn, aber sie hatte die Erfahrung gemacht, dass Ausländer oft sehr romantische Vorstellungen von Kindheit und Jugend hatten und ihre Sprösslinge übertrieben lange wie Kinder behandelten. Dieses Mädchen hier schien das beste Beispiel dafür zu sein. Teresa selbst war weit weniger behütet aufgewachsen, manchmal fühlte sie sich uralte. »Mein Bruder –«, begann sie, führte aber den Satz nicht zu Ende. Sie hatte plötzlich das Gefühl, dass es besser war, nicht mehr von Isaac zu sprechen als unbedingt nötig. Sie

zog drei Tütchen aus der Tasche ihres Kleids. »*Tomate, perejil, cebolla*«, sagte sie.

»Tomate, Petersilie, Zwiebel?«

Teresa nickte. Sie hatte die Samen nicht als Geschenk mitgebracht. Sie hatte eigentlich gehofft, sie könnte sie auf dem fruchtbaren Land der Herzogin säen und die Ernte für sich behalten. »Für Sie«, sagte sie. Teresa hatte in ihrem ganzen sechzehnjährigen Leben noch nie jemandem ein Geschenk gemacht.

Olive schaute über die Schulter. Aus dem Dunkel des Hauses klangen Sarahs Lachen und die dunkleren Stimmen der Männer. »Wollen wir säen?«, fragte sie.

»Jetzt?«

»Ja.«

In dem Schuppen auf der anderen Seite des Gartens fand Olive zwei rostige Harken. Teresa war angenehm überrascht davon, dass dieses Mädchen ihre Gesellschaft suchte und so ohne weiteres bereit war, zusammen mit ihr harte Erde aufzuhacken und Unkraut zu jäten. Vielleicht freute sie sich sogar zu sehr darüber, doch sie konnte nichts dagegen tun. Sicher war es ungewöhnlich, dass ein Mädchen wie Olive lieber mit ihr zusammen war als mit den anderen im Haus? Als Teresa ihr sagte, sie sollte doch besser feste Schuhe anziehen, blickte Olive erstaunt nach unten auf ihre Füße, wackelte mit den Zehen in den gestopften Socken und meinte: »Ach, das ist schon gut so, ich habe es gern, wenn ich die Erde unter den Füßen spüre.«

Teresa fand, dass nur eine reiche *guiri*, die mehr Socken als gesunden Menschenverstand besaß, so reden konnte. Miss Bannetti, die hierhergekommen war, weil sie das einfache Leben auf dem Land so liebte, hätte auch so etwas Blödsinniges sagen können. Aber bei Olive war es etwas anderes: Die Art, wie sie sich spontan entschlossen hatte, ihr zu helfen, und nun mit ganzem Herzen bei der Sache war, bewirkte, dass Teresa ihr

die sonderbare Laune, in Strümpfen zu arbeiten, nicht nur verzieh, sondern geradezu entzückt davon war.

Olive krepelte die Ärmel hoch und schleppte zwei große Gießkannen mit Wasser von der Zisterne am Ende des Gartens heran. Teresa bewunderte ihre sehnigen Arme, ihre entschlossene Ausdauer, ihre Geschicklichkeit. Sie ging mit den Kannen an den frisch geharkten Streifen Erde entlang, und als sich das Wasser über den Boden ergoss, sah Teresa einen kleinen Regenbogen zwischen den feinen Tröpfchen aufgehen. Und kein einziges Mal beklagte sich Olive darüber, dass die harten Erdbrocken ihr an den Fußsohlen wehtaten.

III

Harold meinte, Teresa sollte sich am besten zuerst die Räume im Erdgeschoss vornehmen und die Spinnweben beseitigen, die überall in den Ecken hingen. Anschließend zerriss sie ein altes Hemd und putzte mit den Lumpen, die sie in Essig und Zitronensaft tauchte, die dreckverkrusteten Fenster. Dann holte sie aus dem Garten noch Rosmarin und Salbei und verbrannte sie auf dem Steinfußboden. Isaac fand in einem Schrank in der Speisekammer zwei elektrische Heizlüfter, die er in dem Zimmer vorne auf der Ostseite aufstellte. Es wurde dort bald wärmer, während die Sonne auf die weiß gekalkten Wände schien. Er versprach auch, Holz zum Heizen zu besorgen.

Teresa ging in die Küche und bereitete das Huhn für die Familie und Isaac zu, sie selbst wollte nicht mit ihnen essen. Als Teresa das Huhn aus dem Herd nahm, war Olive klar, dass sie als Haushälterin hierbleiben würde. Aber was war mit Isaac – wie konnte sie es bewerkstelligen, dass auch er ihnen weiter Gesellschaft leistete?

Die Uhr im Korridor schlug viermal, während sie am Tisch saßen. »Mein Gott, wo ist die Zeit geblieben!«, sagte Sarah. Sie war viel lebhafter als am Tag zuvor, nicht mehr so apathisch, allerdings brachte diese Verfassung ihre eigenen Gefahren mit sich. »Es ist so kalt hier – ich dachte immer, im Süden von Spanien wäre es das ganze Jahr über sengend heiß.« Sie hatte sich umgezogen und trug jetzt eine langärmelige cremefarbene Haus-

jacke zu einer neuen roten Hose aus gewalkter Wolle und einer Bluse mit roten Tupfen. Sie hatte auch ihre Zehennägel lackiert.

»Die Hitze wird schon noch kommen«, sagte Harold.

In der Küche klapperte Teresa, die gerade abspülte, mit dem Bratblech, ein Geräusch wie aus einer Waffenkammer.

»Ah, gut, dann hole ich schon mal meinen Badeanzug«, sagte Sarah. »Kennen Sie London, Mr Robles?« Sie schenkte Isaac, der links von ihr saß, Kaffee ein. »Rauchen Sie? Eine Mandel?«

»Ja – ich meine: Ich rauche. Und nein, danke.«

»Bitte, nehmen Sie eine von meinen. Harold hat sie in Málaga gekauft. Er raucht nur deutsche, darum müssen eben auch wir damit vorliebnehmen.« Sarah hantierte mit der Schachtel, zog eine Zigarette heraus und hielt sie ihm hin. Die Armreife an ihren Handgelenken klirrten leise. Isaac nahm die Zigarette und zündete sie an.

»Ich war noch nie in London.« Er sprach den Namen mit einer Spur Ehrfurcht in der Stimme aus. London in Schönschrift, Heinrich VIII., der Tower, Middle Temple. Es war nicht Olives London – der Weg durch St James's und weiter auf der Mall zur National Gallery, um ihr Lieblingsbild von Holbein zu sehen, danach ein Rosinenbrötchen bei Lyon's in der Craven Street oder ein Spaziergang durch die Embankment Gardens. Das war es, was sie vermisste, nicht das andere London, das fade Cocktailgeplauder, die rosa geschminkten Damen, der Zitronenduft, den ältere, frisch bei Trumper's rasierte Herren ausströmten, ganz zu schweigen von den pickeligen Gesichtern junger Oxford-Studenten, die nichts Interessantes zu sagen hatten.

»London ist schon okay«, sagte Olive in abgeklärt ironischem Ton. »Nur die Leute dort können ziemlich scheußlich sein.« Ihre Mutter warf ihr einen gereizten Blick zu.

»In Barcelona war ich schon oft«, sagte Isaac. »Und in Madrid.«

Olive dachte an ihre Reisekoffer, die oben standen, die Holzgriffe, die von den Händen unzähliger Gepäckträger blank poliert waren, die Aufkleber aus Paris und Buenos Aires, Marseille und New York, die sich abschälten wie alte Häute, die sie und ihre Eltern abgeworfen hatten. Sie konnte sich kaum mehr an all die Leben, die sie schon hinter sich hatte, erinnern und fühlte sich, als wäre sie nicht neunzehn, sondern neunzig.

»Leben Sie immer schon hier in Arazuelo?«, fragte Harold.

»Ja, ich bin Lehrer in Málaga.«

»Was unterrichten Sie denn?«, fragte Sarah.

»Lithografie. An der Kunstakademie San Telmo.«

Olive starrte auf ihren Teller.

»Harold ist Kunsthändler«, sagte Sarah. »Kokoschka, Kirchner, Klimt, Klee – ja, wirklich, er verkauft nur Künstler, deren Namen mit ›K‹ anfangen.«

»Ich bewundere Kokoschka«, sagte Isaac, und Olive spürte, dass ihr Vater aufhorchte.

»Herr Kokoschka hat in Olives Kinderzimmer blaue Fichten an die Wand gemalt.« Sarah lächelte. »Sie sprechen ausgezeichnet Englisch, Mr Robles.«

»Danke, *señora*. Ich habe es mir selbst beigebracht. Ich habe englische Bekannte in Málaga, und ich übe mit Teresa.«

»Malen Sie auch, oder machen Sie nur Druckgrafik?«, fragte Harold.

Robles zögerte. »Ich male auch ein bisschen, *señor*.«

»Bringen Sie doch mal Arbeiten von sich mit.«

Normalerweise war Harold allergisch gegen Leute, die sagten, dass sie malten. Jedes Mal, wenn hoffnungsvolle Künstler dahinterkamen, dass er Galerist war, reagierten sie völlig falsch. Manchmal feindselig, als würde Harold ihnen etwas vorenthalten, worauf sie ein Anrecht hatten, oder sie gaben sich übertrieben bescheiden in einer Weise, die vollkommen unglaublich war. Und jetzt plötzlich forderte derselbe Herr Schloss diesen jungen Mann auf, ihm seine Arbeiten zu zeigen. Olive

wusste, wie es war, wenn Harolds Aufmerksamkeit geweckt war, wie er die Leute in die Zange nahm, sie umwarb, ihnen schmeichelte, den Vater mimte oder den guten Kumpel, immer in der Hoffnung, dass er derjenige war, der das Genie der nächsten Saison entdeckte. Es war ihr jedes Mal peinlich, dieses Spiel mit anzusehen.

»Was ich male, würde Sie nicht interessieren, *señor*«, sagte Isaac lächelnd.

Harold goss sich ein Glas Wasser ein. »Lassen Sie mich das selbst beurteilen.«

Isaac wurde ernst. »Wenn ich Zeit habe, zeige ich Ihnen etwas.«

»Wenn Sie Zeit haben?«, fragte Harold. Olives Haut kribbelte.

»Wenn ich nicht an der Akademie zu tun habe, arbeite ich bei der Gewerkschaft in Málaga. Ich bringe Arbeitern Lesen und Schreiben bei.«

Eine Pause trat ein. »Weiß Ihr Vater, dass Sie ein Roter sind?«, fragte Sarah nach einer Weile.

Wieder lächelte Isaac. »Ich bin sechsundzwanzig, *señora*. Ich mache, was ich für richtig halte. Ich war bei den Streiks dabei, und ich bin nach Asturien gefahren, um den Bergarbeitern zu helfen. Aber ich bin kein Roter.«

»Schade. Das hätte ich aufregend gefunden.«

Olive saß auf ihren Händen und starrte ihre Mutter an. Sarahs ganzes Leben gründete sich auf die Fügsamkeit der Arbeiter, denen die Familie, der sie entstammte, letztlich ihren Reichtum verdankte. Sie betrachtete sich als Freigeist, aber das Geld für Reisen, für die Wohnung in der Curzon Street, das Landhaus in Sussex, das Haus an der Ringstraße und die Kleider von Schiaparelli kam von dem Gewürzimperium, das ihr Urgroßvater aufgebaut hatte. Der hatte als kleiner Obsthändler in Covent Garden angefangen und war am Ende seines Lebens Großunternehmer mit Sitz im Oberhaus gewesen.

Harold war ein durchaus erfolgreicher Geschäftsmann, aber erst Sarahs Erbe ermöglichte ihnen diesen Lebensstil.

»Dass du bist, was du bist, ist einzig das Verdienst eben der Leute, über die du dich meilenweit erhaben fühlst«, hatte Harold einmal geschrien, nachdem Sarah in der Nacht nicht nach Hause gekommen war und er sich gezwungen gesehen hatte, sie bei der Polizei als vermisst zu melden. Und sie, die auf dem Sofa ihrer Gastgeber eingeschlafen und erst spät am nächsten Vormittag wieder aufgewacht war, hatte ihm voller Zorn geantwortet, er solle sich ja nicht aufs hohe Ross setzen, weil auch er von dem Geld ihrer Familie profitiere, und darum solle er seinen Mund halten oder aber sich einen anständigen Job suchen und eine Wohnung in Camden.

»Mein Vater und ich haben sehr verschiedene Ansichten«, fuhr Isaac fort. »Er arbeitet für die Herzogin, der hier in der Gegend alles Land gehört. Sie ist fünfundachtzig und will einfach nicht sterben.«

»So werde ich auch einmal werden«, sagte Sarah, und alle lachten.

»Die Leute, die ihr Land bearbeiten – wie sagt man auf Englisch? –, *tienen un gram hambre*.«

»Sie sind am Verhungern«, sagte Olive.

Isaac sah sie überrascht an, und wieder fühlte Olive sich wie elektrisiert von seiner Aufmerksamkeit. »Ja.« Er nickte. »Es sind Tausende in der ganzen Region.«

»Schrecklich«, sagte Sarah.

Olive versuchte Isaac mit all ihrer Willenskraft dazu zu bringen, sie noch einmal anzusehen, aber er beugte sich vor und sprach direkt zu ihrer Mutter. »Wer auf den Feldern der *duquesa* arbeiten will, muss versprechen, bei den Wahlen für die Kandidaten zu stimmen, die ihr treu ergeben sind und ihre Macht erhalten wollen. Und die Armen betteln darum, für fast nichts auf ihrem Land arbeiten zu dürfen, denn es gibt sonst weit und breit keine Arbeit. Aber wenn die Frau eines Arbeiters

stirbt oder seine Mutter krank wird oder er selbst, hat er von ihr keine Hilfe zu erwarten. Sie lässt sich hier nur blicken, wenn Wahlen sind.«

Teresa erschien an der Tür des Esszimmers. Die Arme vor der Brust verschränkt, die Haare vom Küchendunst gekräuselt, stand sie da mit ihrer blutbeschmierten Schürze. Isaak blickte auf, er schien zu zögern. Olive sah, wie Teresa kaum merklich den Kopf schüttelte, aber Isaac ignorierte ihre Warnung und polterte weiter.

»Mein Vater stellt die Leute ein«, sagte er, »aber er nimmt nur die Jungen, die gesund und stark sind, nicht die Älteren, die Familie haben. So hungern noch mehr Leute. Und es gibt keinerlei Vorschriften, wie viel Lohn ihnen zusteht, darum zahlt die *duquesa* fast gar nichts. Wir haben versucht, das nach den letzten Wahlen zu ändern, aber es ist mittlerweile wieder rückgängig gemacht worden. Und wenn einer sich darüber oder über die schlechten Wohnbedingungen beklagt, dann erfahren es die *duquesa* und ihre Leute, und der Mann bekommt keine Arbeit mehr.«

»Aber die Kirche wird ihnen doch helfen«, sagte Harold.

»Soll ich Ihnen ein Geheimnis verraten? Man erzählt sich, dass unser Padre Lorenzo eine Geliebte in Esquinas hat.«

Sarah lachte. »O ja, die Priester haben es faustdick hinter den Ohren.«

Isaac zuckte die Achseln. »Er ist kein besonders heiligmäßiger Seelsorger und außerdem ist er ein Cousin der *duquesa*.« Er seufzte und streifte die Asche seiner Zigarette ab. »Wir hatten eine Vision. Wir wollten eine Landreform. Das Verhältnis von Staat und Kirche, die Armee, das Erziehungswesen, die Lohnarbeit, alles sollte umgestaltet und neu geordnet werden. Aber wir sind – wie sagt man? – *cogidos*.«

»Gefangene«, sagte Olive, und wieder warf Isaac ihr einen Blick zu. Sie erröte. »Sie sind ihnen ausgeliefert.« Sie schlug die Augen nieder.

»Mr Robles ist niemandem *ausgeliefert*«, sagte Sarah. »Er spricht Englisch. Er ist gebildet.«

Isaac zog an seiner Zigarette. »Man muss etwas tun, *señora*. Die Tyrannei muss ein Ende haben.«

»Tyrannei?«, fragte Sarah. »Welche Tyrannei?«

»Die meisten Leute hier möchten nur ihren Kohl pflanzen und in Frieden essen«, sagte Isaac. »Aber viele von den Kindern in Arazuelo gehen nicht einmal zur Schule, weil sie auf den Feldern arbeiten müssen. Die Menschen werden hinters Licht geführt, man muss ihnen endlich die Augen öffnen.«

»Planen Sie eine Revolution, Mr Robles?«, fragte Sarah. »Vielleicht sollte ich Sie besser Lenin nennen?«

Er lachte und hielt abwehrend die Hände hoch. Wieder sah er Olive an, und ihr Gesicht wurde ganz heiß. Er war der schönste Mann, den sie je gesehen hatte.

»Sie werden es erleben, *señores*«, sagte Isaac. »Sie sind neu hier, aber Sie werden es sehen.«

»Sind Sie Kommunist?«, fragte Harold.

»Nein, ich bin Mitglied der Republikanischen Union. Und die Armut in unserer Region existiert nicht nur in meiner Einbildung, jeder kann sie sehen. Lehmhäuschen, in denen Familien mit zehn oder mehr Kindern wohnen, Männer, die unter freiem Himmel schlafen müssen.«

»Isaac –«, sagte Teresa, aber er unterbrach sie.

»Das Problem ist nicht die Armut allein. Es gibt auch Kleinbauern, die gepachtetes Land bearbeiten und den Boden verbessern, sodass er mehr Ertrag bringt, aber dann erhöht der Eigentümer die Pacht so stark, dass die Bauern sich das Land nicht mehr leisten können. Und ihre ganze Mühe war umsonst –«

»Sie sollten vorsichtig sein mit dem Wort ›Tyrannei‹, Mr Robles«, sagte Harold. »Wenn Sie die Revolution predigen, werden Sie diejenigen, die die Mittel haben und auf deren Unterstützung Sie angewiesen sind, in die Arme der Faschisten treiben.«

Isaac senkte den Blick. »Die Leute, die die Mittel haben, werden uns ohnehin niemals unterstützen. Ich glaube aber, es gibt die Möglichkeit, *alle* Menschen glücklich zu machen.«

»Man muss nur den Reichtum umverteilen, meinen Sie.« Harold lächelte grimmig. »Und zwar unter Anwendung von Zwang.«

»Ja. Das Volk –«

»Nichts stört das Gerechtigkeitsempfinden eines Landes so sehr wie das Wort ›Zwang‹, Mr Robles.« Er lächelte Teresa zu, deren Blick noch immer starr auf ihren Bruder gerichtet war. »Aber wir verderben uns mit solchen Reden nur die Freude an dem hervorragenden Essen, das Ihre Schwester gekocht hat.«

Olive dachte an die ausgemergelten Gestalten, die sie auf dem Weg hierher auf den Feldern gesehen hatten. Die Leute hatten in ihrer Arbeit innegehalten und das Auto angestarrt wie eine Wundererscheinung. »Mr Robles hat recht«, sagte sie. »Ich habe es gesehen.«

»Nein, nicht du auch noch, Liv«, rief Harold. »Wir haben so viel Geld für deine Privatschule ausgegeben, und jetzt fängst du auch noch so an!«

Olive sah Isaac an, und er lächelte.

Spät am Abend, nachdem Isaac und Teresa gegangen waren, saß Olive in ihrem Zimmer unter dem Dach und dachte darüber nach, was sie an diesem Tag erlebt hatte. Diese Geschwister, die mit ihren Reden und Samentütchen gekommen waren, waren anders als alle Leute, die Olive kannte. Hatten sie und ihre Eltern die beiden eingelassen, oder waren sie eingedrungen, weil sie spürten, dass sie nur auf schwachen Widerstand stoßen würden? Niemand in Mayfair oder Wien verhielt sich so; die Leute brachten Visitenkarten mit, keine lebenden Hühner. Man sprach von den Armen mit Mitleid in der Stimme, nicht mit Zorn. Man grub nicht mit eigenen Händen den Garten um.

Ihr Herz pochte, und bei dem Gedanken daran, wie Isaac sie angesehen hatte, summt ihr der Kopf. Olive klappte ihre Staffelei auf und stellte die Holztafel aus dem Schuppen darauf. Sie öffnete das Fenster, durch das der Mond hereinschien, zündete die Petroleumlampen an und knipste das elektrische Licht neben dem Bett an. Wie ein Pilger vor einem Altar kniete sie vor ihrem Schrankkoffer nieder, öffnete ihn und ließ ihre Finger über die Kästchen mit ihren Farben streifen. Als sie sie herausnahm, hatte sie das vertraute Gefühl, dass die Dinge in ihr sich ineinanderfügten, alles war bereit. Nicht eine Farbtube war beim Transport aufgeplatzt, nichts war ausgelaufen, keine Pastellkreide gebrochen. Ihr Handwerkszeug hatte sie noch nie im Stich gelassen, wenn auch sonst alles in Stücke fiel.

Nachtfalter schwirrten um die Lampen, während sie arbeitete, aber sie beachtete sie nicht. Zum ersten Mal seit langer Zeit war alles Störende ausgeblendet, alle Aufmerksamkeit war auf das Bild gerichtet, das auf der Holztafel Gestalt annahm. Es zeigte den Garten in übersteigerten Tönen, im Hintergrund die Finca mit ihren rot gestrichenen Fenstern, von denen die Farbe abblätterte. Wie in der Erde verwurzelt stand sie in der Landschaft, darüber ein ungeheurer, wirbelnder Himmel, silberngrau, als wollte er an Engelsflügel erinnern. In der Perspektive wirkte das Haus kleiner, als es in Wirklichkeit war, die Bäume im Vordergrund waren mit Früchten überladen.

Man konnte das Bild durchaus als figurativ bezeichnen, aber es war nicht realistisch, sondern in einer Weise surrealistisch, wie Olive noch nie gemalt hatte. Trotz der erdverbundenen Farben der Felder und Wiesen – Ocker und Heuschreckengrün, folkloristisch sanfte rostrote Ackerfurchen und senfbraune Töne – hatte die Szenerie etwas an sich, das nicht von dieser Welt war. Ein gütiger Himmel voller Verheißung, die Natur ein Füllhorn, das Getreide spendete, Äpfel, Oliven und Orangen. Der Garten wirkte geradezu tropisch in seinem üppig wuchernden Grün, aus dem Krug des Brunnensatyr er-

goss sich sprudelndes Wasser. Die Finca stand da wie ein Palast, der den Betrachter willkommen hieß, eines Vaters Haus, das viele Wohnungen hatte, die Fenster weit und offen. Das Bild war mit großzügigen Pinselstrichen gemalt, die Farbe dominierte, nicht die technische Detailgenauigkeit.

Olive arbeitete, bis sie, gegen vier Uhr, neben der Staffelei einschlief. Am Morgen, als die Sonne eben den Dunst über dem Horizont aufriss, stand sie vor dem Bild. Sie hatte nicht gewusst, dass sie zu solch einem Werk fähig war. Sie war fast schockiert angesichts von so viel Leben und Fülle und Reichtum. Es war eine ideale Gegenwelt, ein Paradies auf Erden, und die Ironie daran war, dass dieser Ort es hervorgebracht hatte, dass es in dieser gottverlassenen Gegend in Spanien entstanden war, in die ihre Eltern sie verschleppt hatten.

Auf steifen Beinen ging Olive durchs Zimmer zu ihrem Koffer, in dem sie den Brief von der Slade School aufbewahrte. Sie nahm ihn heraus, las ihn, strich ihn glatt, faltete ihn sorgsam zusammen und küsste ihn, dann vergrub sie ihn wieder im Koffer, ganz tief unter all den anderen Sachen.